

Manuskripte brennen nicht

Autor(en): **Moltschanow, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **74 (1994)**

Heft 9

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EDUARD DMITRIEWITSCH
MOLTSCHANOW,
geboren 1938 im Fernen
Osten (Chabarowsker
Region); aufgewachsen
in der Ukraine; seit dem
Studium der Philologie
und russischen Literatur
an der Moskauer Staats-
universität wohnhaft in
Moskau. Die Arbeit als
Redaktor in verschiede-
nen Verlagen brach
Moltschanow bewusst
ab, um seine innere Un-
abhängigkeit zu wahren,
und schlug sich dann
über Jahre mit Gelegen-
heitsjobs durch (als
Feuerwehrmann, Holz-
fäller und Flösser, Elek-
triker, auf geologischen
Expeditionen...).

Aktiv in der Bürgerrechts-
bewegung und deshalb
mit Untersuchungshaft
und -richtern vertraut,
Samisdat-Autor und Her-
ausgeber der Samisdat-
publikation *Pojedinok*
(*Duell*). Mai 1988: Mit-
begründer des *Demokra-
titscheskij Sojus* (DS,
Demokratischer Bund),
der als Instrument zur
Offenlegung des System-
geschwürs und zur de-
mokratischen Einwirkung
konzipiert war. Oktober
1988 bis Ende 1991
erschien unter Mol-
tschanows Schriftleitung
die DS-Wochenzeitung
«Swobodnoje Slowo»
(*Freies Wort*).

EDUARD MOLTSCHANOW

MANUSKRIPTE BRENNEN NICHT

Manuskripte brennen nicht. Ich habe mich anhand meiner eigenen Werke davon über-
zeugt.

Das Schreiben fällt mir schwer. Vielleicht weil ich ungern schreibe. Aber einem widersprüchlichen Pflichtgefühl folgend, tue ich mir Gewalt an und entreisse den Tiefen des intellektuellen Gepäcks, das sich über die Jahre trübsehnsüchtigen Schweigens in der betäubenden Atmosphäre falscher Fanfaren und künstlichen Applauses in mir angesammelt hat, – entreisse ihnen in Schaffenskrämpfen Wörter, um den Druck dieser Last zu vermindern und auf das Alter hin endlich Seelenfrieden zu gewinnen. Das Schreiben fällt mir auch deshalb schwer, weil ich bei dieser Betätigung, die ich von Zeit zu Zeit aufnehme, abgelenkt bin durch die Sorgen des ungeordneten Alltags und hauptsächlich durch die seltsamen Beziehungen zu den Menschen, die Gutes in Böses verwandeln – es gibt eine Art von Menschen, die es nicht ertragen können, wenn andere in ihrer Nähe Gutes tun, weil in dessen Licht die Undurchsichtigkeit ihrer Seelen hervortritt. Das Schreiben aber erfordert stetige Zielgerichtetheit, stetiges Verweilen beim Bild, ein liebendes Erregtsein – jenen Zustand, da man spürt, wie im Gaumen der Atem im Rhythmus mit der Inspiration aus einer ungekannten Quelle geht, vielleicht im Rhythmus mit dem Atem Gottes selbst, der hinter deinem Rücken steht und leise deinen Arm anstösst, und deine Hand gleitet ungeduldig übers Papier, beeilt sich, keines der zu rasch aufeinander daherspringenden Wörter zu verpassen, die das befruchtete Denken gebiert, dessen bereits ununterbrochene Wehen im Erwarten eines geliebten Sprösslings das eigene Sein und den Bestand der Welt verschwinden lassen, jedenfalls dieser Welt. Schaffen ist der klinische Tod, dessen man sich post factum bewusst wird, durch Müdigkeit reanimiert. In der schlaffen Hand fühlst du noch die Schwere des überflüssig gewordenen Hammers, mit dem du den letzten Nagel in den Sarg getrieben hast zur Bestattung deines vollblütigen Kindes, das zur Unzeit geboren wurde – es hätte in der klangvergifteten Atmosphäre nicht überleben können und hätte, wäre es nicht von dir bestattet worden, auch seinen Schöpfer ins Grab gezogen. Aber sogar ein Zimmermann, und sei er ein noch so geschickter Meister, schlägt sich bei der Arbeit an einem Sarg die aus der Übung gekommenen Finger blutig, wenn er in der Woche nur einen Nagel einschlägt. So ist die Form nicht zu giessen, die des Bildes würdig wäre, in das man sich diskret eingelebt hat.

An jenem Abend aber beschränkte ich die Welt auf den Nimbus der Tischlampe, hielt den Hammer fest in der Hand und klopfte aus aller Kraft auf meinen Gedanken herum, bis ich deren letzten, der mir an jenem Abend beschieden war, aufs Papier genagelt hatte. Etwas benommen lehnte ich mich im Sessel zurück und blickte über die Hobelbank: kreuz und quer besät mit Spänen voll Ornamente meiner kleinen, krakeligen Handschrift, voll Verweiszeichen, eingekreisten Nummern und Pfeilen, die an ideografische Kultschriften der Odschibwa-Indianer gemahnten – das anschauliche Abbild des Fieberdurcheinanders in meinem entzündeten Kopf, Opfer eines Anflugs von Schreibleidenschaft, der sich allenfalls mit dem Zustand eines Schamanen in selbstregulierender Ekstase vergleichen lässt. Es waren eine Menge Blätter-Späne, lebend abgehobelt von den rauhen Schalbrettern um meine fühllos gewordene Seele. Erst feile ich noch mit der Redaktorfeder daran herum und zimmere dann ein prächtiges Särgelein für das noch ungeborene Kind, erspare uns den Ritus von Taufe und Brautschau, um dem erwähnten Risiko zu entgehen, dass sein unstillbares Babygeschrei voll Angst vor dem Leben meine Aufmerksamkeit heischt. Doch dies geschieht später, in einer Woche oder zwei, wenn die Emotionen der Geburt sich gelegt haben, der Bauch wieder flach ist und ich aus der Maternité hinter den Wolken wohlbehalten auf die Erde zurückkehre, um mich prosaisch an die Schreibmaschine zu setzen und die heiligen Schriftzeichen der

Odschibwa in gerade slawische Schrift zu übertragen, die sich zur Bearbeitung mit Schmirgelpapier besser eignet. Vorderhand... Vorderhand muss ich die über den Tisch verstreuten Blätter und Zettel sammeln, mit Rotstift numerieren, auseinandergerissene Enden und Anfänge verbinden, um mich selber nach einer Weile noch lesen zu können. Ich ging an die Arbeit, wollte mich ihrer möglichst rasch entledigen und die aus mir hervorgebrachten, nun fremd gewordenen konservierten papierenen Gedanken erst einmal irgendwo verstauen. Aber mit Seite 12 blieb ich stecken. Sie wollte mit keinem der noch vor mir liegenden Blätter zusammenpassen. Die dreizehnte Seite hatte sich irgendwohin verflüchtigt. Zwanzigmal ging ich alle Zettel durch. Vergeblich – zwischen der zwölften und der hypothetischen vierzehnten Seite war eine Sinnlücke, und dieses Vakuum füllte nichts von dem, was ich vorhin als Hobelspäne beschrieb. Da wandte ich mich wieder der Seite 14 zu, und mein Bleistift eilte ohne Verzögerungen bis zum Schluss durch. Es blieb kein überflüssiger Span. Verunsichert blätterte ich alle Bücher auf dem Tisch durch, sah unter dem Tisch nach, tastete den Sessel ab – nichts: das Blatt, das für die laufende Zahl des Teufeldutzends vorgesehen war, hatte gleichsam der Teufel verschluckt. Es wird mir nicht gelingen, das wiederherzustellen, ich kenne mich: Gedanken, die ich einmal abgepflückt und auf dem Papier flachgedrückt habe, blühen nicht erneut in meinem Kopf auf, wie sehr das Herz sie auch mit Bedauern düngt. Ja, ich begann die geschriebenen Seiten zu bedauern, gegenüber denen ich eben erst Entfremdung empfunden hatte. Ohne die vermisste Seite kam mein Werk um – mein Kind, noch ohne einen Atemzug getan zu haben, war im Schoss des vom Pech verfolgten Erzeugers erstickt, war eine Totgeburt.

Niedergeschlagen ging ich, um mich zu beruhigen, in die Küche und setzte den Teekessel auf, der sich durch seinen nichtsnutzigen Charakter hervortut: Er kocht augenblicklich, man braucht nur einen Moment wegzugehen, um die unterbrochene Arbeit zu beenden, und dann kann man Lauge trinken; ein andermal aber, wenn man in Bittstellerpose danebensteht und ungeduldig von einem Fuss auf den andern tritt, mokierte er sich über solche Ungeduld, täuscht mit spöttischem Summen Siedegeräusche vor, und du musst dann hundertmal seinen Deckel heben, nur um dich zu überzeugen, dass er in den nächsten hundert Jahren nicht zu kochen gedenkt, und endgültig verärgert kehrt du den Meister heraus und giessst das warme Wasser an. Und trinkst fluchend jene Brühe mit weissen Schaumfetzen obenauf. Auch diesmal lärmte er frech und höhnisch, während ich böse auf seinen Deckel starrte, als müsste darauf die Antwort erscheinen, wohin die unselige Seite entschlüpft war. Leise fluchend blies ich den Schaum zur Seite und degustierte am befreiten Rand mit spitzen Lippen den verlorenen Tee-Goût. «Teufel, Teufel, spiel damit und gib mir's dann zurück», fiel mir plötzlich ein Vers zu Kinderverlusten ein. Und der Tee entwickelte trotz der Technik seiner Zubereitung unverhofft Geschmack, und im Einatmen des delikaten, in Plantagen Ceylons und Indiens gezüchteten Aromas überwand ich die Ärgerlichkeit, die, wie ich beobachtete, in letzter Zeit greisenhaft wurde. «Also soll es denn halt sein», rang ich mich zu einem Schluss durch und stellte mir vor, dass ich an der Lücke mein Talent schleifen würde.

Mit wiedergewonnenem seelischem Gleichgewicht kehrte ich ins Zimmer zum unvollständigen Kind zurück und vernahm, meinen Ohren nicht trauend, sein Quäken. Der Ton kam aus der Richtung des Enzyklopädischen Wörterbuchs der Gebrüder Granat, unter dessen gewichtigem Band hervor ein Fragment meines flachshaarig-sommersprossigen Geschöpfs mir entgegenlugte. Um es vor dem Ersticken zu retten, hob ich das Wörterbuch an – darunter lag tatsächlich das noch nicht mit Rotstift registrierte fehlende Blatt. «Aber ich habe dieses Buch doch zwanzigmal aufgehoben!» räsonnierte ich, indes, den Gedanken verdrängte das neu auf mich einstürmende Gefühl der Liebe, und mir wurde meine eben noch zur Schau gestellte Gleichgültigkeit suspekt. «Alle Eltern sind für ihre Kinder voreingenommen», rechtfertigte ich meine väterliche Zuneigung, die mich durch kleinlichen Ehrgeiz betrübe, derweil die Hand liebevoll eine rote 13 malte und mit einem Kreis umgab.

Eine Woche oder zwei später, als die Erinnerung an die Empfängnis, das Austragen und die mühsame Entbindung mich nur bedrückte und ich meines Kindes vollends überdrüssig war, brachte ich es ums Leben, die Schreibmaschine als Folterwerkzeug,

und nach dem Ritual der Waschung begrub ich es im Sarg des Tisches, auf dem Friedhof meiner geistigen Sprösslinge.

Ein Jahr darauf traf mich eine Katastrophe – ich beschloss, die Wohnung zu renovieren. Ja, es war gerade um ein Jahr danach, ich vergewisserte mich später anhand des Datums auf dem Grabstein, den ich wie stets bei meinen unehelichen Kindern als Nachwort gesetzt hatte. Die Wände sollten neue Tapeten erhalten, und ich rückte alle Möbel in die Zimmermitte. Als ich den Schreibtisch wegschob, schwebte ein Blatt Papier zu meinen Füßen nieder, das offenbar zwischen ihm und der Wand eingeklemmt gewesen war. Mechanisch hob ich es auf und las mich in die nervösen Krakel meiner Handschrift. Nicht sogleich begriff ich, dass dies eben jene geheimnisvoll verschwundene und ebenso geheimnisvoll wieder aufgefundene Seite war, nicht sogleich, weil auf ihr keine laufende Zahl stand, noch das liebevolle Kreislein darum herum. Verständnislos sah ich auf den vergilbten, staubigen Zettel – ein zu Asche gewordenes Rückgrat, das einstmal gelungen die Teile eines Organismus zusammengehalten hatte, dessen sterbliche Überreste zuverlässig in einem der Säрге des Schreibtisches ruhten. «Es ist doch aber ganz, mit allen seinen Gliedern, am Vermodern!» durchzuckte es mich, und ob diesem Zucken fühlte ich mich beinahe im Empfangsraum einer psychiatrischen Anstalt. Bevor ich durchdrehte, öffnete ich mit zitternden Händen den Sarg und holte aus dem Schreibtischarchiv das seinerzeit Geschaffene hervor. Zwischen den Seiten 12 und 14, die akkurat mit Rotstift markiert waren, glänzte eine Lücke. Die dreizehnte Seite mit dem klar erinnerlichen Kreis war wie nie vorhanden gewesen. Ich weiss nicht, ob ich mehr erschrocken wäre, wenn sie sich dort befunden hätte. Doch sie, vom Waisendasein in der Ritze ganz brüchig und kränklich vom Staub, der sich in ihre zeitgebleichte Glätte gefressen hatte, lag einsam auf dem Tisch, den verwirrten Händen unter der Stabführung des Herzens entglitten. Auf natürliche Weise geboren und verloren, war sie nun zum Vorschein gekommen, während jene, die von jemandem als Double der richtigen untergeschoben worden war, sich verflüchtigt hatte. «Von wem bloss?» fragte ich Unbekannt und erhielt keine Antwort. Danach fiel mir plötzlich ein, dass Manuskripte nicht brennen...

Manuskripte brennen nicht, versinken nicht, man kann sie auch in kunstvoll und meisterhaft gefertigten Särgen nicht auf ewig begraben. Sie sind eine Emanation des menschlichen Geistes, und der Geist, der dem Körper lebendiges Leben einhaucht, ist nicht zu vernichten. Die heutige Epoche verneint diese Überzeugung unserer Vorfahren, hat sie durch den Begriff der Energie ersetzt, doch vermag sie diese auch nicht zu etwas Endlichem zu machen, ist sie doch die Gefangene ihrer eigenen Wissenschaft, aus der, man mag sich wenden, wie man will, das Gesetz von der Erhaltung der Energie folgt. Die Wissenschaft ist nicht imstande, Energie zu vernichten, nicht einmal dadurch, dass sie deren eine Form in eine andere verwandelt, das heisst, sie aus einem vollen Gefäss in ein leeres schüttet – sie bleibt bestehen, im Gegensatz zu dieser Epoche, die ebenso sterblich ist wie alle vorausgegangenen, die in aller Form ihre Unsterblichkeit kanonisiert hatten. Ob es nun Energie ist oder Geist, jedenfalls behaupten wir, die wir mittels ihrer beziehungsweise mittels seiner zu lebendigen Wesen organisiert sind, unsere Unsterblichkeit in Manuskripten oder Hockern, und mit den da hineingelegten Gedanken entfalten wir jenes geistige Wesen, das nach dem Verlassen unserer verweslichen Körper in uns selber lebendig bleibt, umgegossen in ein leeres Gefäss mit unserem Bewusstsein und unserer Erfahrung, die der Schaffensprozess vereint. Im Sterben werden wir geboren, um immer, überall und in allem zu leben. Wir werden dank unseren Erzeugnissen und Manuskripten geboren, die wir einer Rückadresse diktieren mögen, wenn jemand sehr angelegentlich sie lesen möchte, die verbrannt waren, als sie noch Gefangene des wissenschaftlich erklärten Körpers waren. Darin liegt ein grosses Geheimnis, dessen Empfindung wir stets in uns tragen und dank dem wir Sterblichen intuitiv unsere Unsterblichkeit im Dunkel der Wissenschaft mit uns schleppen bis zum Punkt der Geburt aus dem Tod, um endlich die Antwort auf die rhetorische Frage «Was ist der Sinn des Lebens?» zu erhalten. Wir leugnen es und wissen es nichtsdestoweniger, dieses Geheimnis, sonst gäbe es keinen Sinn, sonst würden wir keinen Tag länger, keine Stunde, keine Minute länger leben wollen. Was würde uns in den Raum ziehen, den uns dieser Tag,

*Die Redaktion der
«Schweizer Monatshefte»
dankt Eduard Moltschanow,
Moskau, für die
Genehmigung, seinen
Text «Manuskripte
brennen nicht» zu publizieren.
Sie dankt ferner
Frau Hanni Tarsis-Dormann für die
Übersetzung aus dem
Russischen und die
Einführung.*

die Stunde, die Minute entfaltet, wäre nicht verwirklichte Hoffnung? Andernfalls ist nur Sinnlosigkeit der Wiederholung von Epochen und Schicksalen, das heisst, der Lüge. Des durch den Tod verneinten Lebens.

Wenn Manuskripte brennten, stürbe der Mensch unwiederbringlich. Dies bedeutete, dass das Gesetz von der Erhaltung der Energie unzutreffend ist, dass die Energie sich erschöpfen kann, und folglich, dass es kein Leben geben kann. Aber Leben gibt es ja doch... ♦

JANUAR 1984

Vom Januar 1992 an investierte Eduard Moltschanow seine Erfahrung in die Vorbereitung und Organisation einer neuen Wochenzeitung, mit der die demokratische Opposition zum Aufbau einer «Staatsbürger-Gesellschaft» beitragen wollte. Im neugegründeten Verlag «Literatura i Politika», dessen Leitung Moltschanow übernahm, gab er im August 1992 mit Jurij Burtin den Sammelband «Ein Jahr nach dem August (1991) – Bitterkeit und Wahl» heraus. Weitere Publikationen: «Unter Schwerterklang» (Pogodins Fassung der Mythologie des mittelalterlichen Europa); «Moskauer Legenden»; «Brevier für Demokratie»; «Die (Nomenklatura-) Revanche – Wie RF-Politika es sieht», u.a.m.

C. JOHN HURST

ist in South Wales, Grossbritannien, geboren und aufgewachsen. Seit 34 Jahren lebt er in der Schweiz und war nach Studien in Frankreich, Grossbritannien und in der Schweiz in verschiedenen Branchen tätig. Seit 1974 leitet er ein eigenes Übersetzungsbüro, «Hurst & Freelancers». Daneben ist er im Journalismus und in der Öffentlichkeitsarbeit tätig und schreibt auch Musiklyrik und literarische Texte in englischer Sprache, für die ihm schon verschiedene Preise verliehen worden sind.

ÜBERSETZEN – ZWISCHEN KUNST UND KOMMERZ

Übersetzen ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die sogar im Bereich der Alltagsprosa voller Herausforderungen und auch Überraschungen stecken kann. John Hurst leitet seit 20 Jahren in Zürich ein Übersetzungsbüro und ist von seinem Beruf, den kein Computer vollwertig ersetzen kann, immer wieder fasziniert. Mit ihm sprach Robert Nef.

Das Übersetzen ist eine besonders anspruchsvolle Art der Kommunikation, da es nicht nur das normale Risiko des Missverständnisses zwischen einem «Sender» und einem oft unbestimmten Kreis von «Empfängern» birgt, sondern zusätzlich noch Sprachbarrieren überwinden muss, die auch kulturelle und psychologische Hindernisse bilden. Gründe für ein Misslingen gibt es angesichts dieser vielfältigen Schwierigkeiten stets genug. Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, wenn eine Übersetzung gelingen soll?

John Hurst: Übersetzungen sind – entgegen der in der Öffentlichkeit oft vorherrschenden Meinung – komplexe Gebilde und verlangen sowohl vom Übersetzer als auch vom Auftraggeber einen ausgeprägten Sinn für Nuancen. Nach vielen Jahren Praxis als Übersetzer bin ich immer mehr überzeugt, dass eine Übersetzung nur gelingt, wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind: Erstens sollten Übersetzer nur in die Muttersprache übersetzen, auch wenn sie mehrere Sprachen ausgezeichnet be-

herrschen; zweitens kann der Kunde, der ja das letzte Wort hat, selber einen grösseren Beitrag für das Gelingen leisten, als oft angenommen wird; und drittens müssen sich Übersetzer stets ihrer Grenzen bewusst bleiben, denn auch die besten Wörterbücher und elektronischen Hilfsmittel, die heute auf dem Markt sind, garantieren keinen Erfolg. Wenn die drei erwähnten Voraussetzungen immer sorgfältig beachtet würden, liessen sich wohl mehr als die Hälfte der Probleme im Zusammenhang mit Übersetzungen vermeiden. Leider ist dies nicht immer der Fall, und oft ist berufliches Ungenügen mit im Spiel, obwohl das Kommunikationszeitalter und die europäische Vernetzung über die Sprachgrenzen hinweg dazu beigetragen haben, das Ansehen und die Qualität der professionellen Übersetzer zu erhöhen.

Übersetzen ist eine vielfältige Herausforderung, so dass es den «typischen Übersetzer» wohl kaum gibt und auch keine normierte «Übersetzerlaufbahn». Wie und warum wählt man das Übersetzen als Beruf?